

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 301.

Elbing, den 23. Dezember.

1893.

Auf dem Wendenhofe.

Original-Novelle
von

L. h. Schmidt.

18)

Nachdruck verboten.

„So — da ist's!“ rief Jahn. „Nun be-
sieht Euch das schreckliche Wesen in der Nähe.“
Dabei stieg er vom Stuhl und trat in den
Raum, um seitwärts in einer verborgenen Nische
stehend, mittels unsichtbarer Bindfäden ver-
schiedene Arm- und Kopfbewegungen des Ge-
stirpses zu demonstrieren. „Hier ist auch die
herrlich duftende Masse, mit dem sich bekanntlich
der Teufel parfümirt: Schwefel und Pech“,
sagte Jahn wieder vortretend, darauf setzte er
den Inhalt eines Tiegels mit einem Streichholz
in Brand. — „Nicht wahr, das duftet nicht
übel!“ scherzte er, als die Vornstehenden sich
die Nase zupielten. „Und hier ist noch ein sehr
sinnreich konstruirtes Instrument — hört mal!“
Jahn drückte einen kleinen Handblasbalg
langsam zusammen. „Das ist das „Seufzen“
und „Stöhnen“, und dies“ — er drückte fester
„das schauerliche „Geheul“ des Gespenstes.“
Nur die Kette fehlt, aber ich hoffe, daß dieselbe
von dem Herrn Verwalter, als dem ingenlösen
Regisseur der nächtlichen Spukerscheinung, gut
aufbewahrt ist, damit Sie auch dieses zum
Thumsgepenst gehörige Requisit in Augenschein
nehmen können. Aber warum stehen Sie da-
hinten, Herr Schleucher? Kommen Sie doch
näher! Interessiren Sie sich nicht mehr für
diese, so manchen Gutselbewohner lange Jahre
ängstigende Erscheinung?“

Aber der Verwalter rührte sich nicht von
der Stelle. In seinem angstbleichen Antlitz
war deutlich zu lesen, daß er das Spiel ver-
loren gab.

„Un't is 'e doch!“ rief jetzt eine raube
Stimme. Es war Seeger's, der Aufseher über
das liebe Rindvieh. „'t is min Füerpüster,
lest'n Harst is 'e mi wegkamen.“

„No, wenn dat Din Füerpüster is, denn het
he 'n Di jo stahlen,“ sagte der neben ihm
stehende Arbeiter, der die Behauptung Seeger's
in Zweifel gezogen hatte.

„Dat heit he of. Stahlen het he 'a un
nich alleen düssen ollen Füerpüster, ne, noch veel
mehr; 'n Cujon is 'et, un staat Schleucher werd
he woll mal Sliker (Schleucher) heeten hebben.“

„Un unse gode Fru het he van Hus
un Hof jagt mit dü't ol Gesell,“ rief der
berkullische Obertnecht, und die Aussprüche dieser
beiden Männer waren das Signal zu einem
Entrüstungsturm gegen den Verwalter. Was
Jahrelang in der Brust dieser schlachten, ehr-
lichen Menschen gegährt und gekocht hatte, kam
plötzlich zum Durchbruch. „Slagt 'm dod, den
Spigbauer!“ — „Ne, smit em in't Water
mit sammt düs'er Knakenpupp!“ — „Minschen-
schlauer! Gat woll sülvst dat Goot an sik rieten
wollen; un' leewe Fru gefält 't hier bel god,
aberst he hat se wegwinnelt.“ — „Ja, Swindel-
meier — dat is he mit sammt sin 'n Fründ in
'r Stadt“, so rief es durch einander, und schon
erhoben sich drohende Fäuste gegen Schleucher.
Da trat der Assessor schnell an Jahn heran.

„Donnerwetter, die Sache wird ektig! Was
ist das nur?“

„Vox populi!“ antwortete Jahn, dann stieg
er schnell auf den Stuhl und rief mit lauter Stimme:
„Lieben Freunde, ich kann Euch versichern, daß
Eure gute Herrin bald wieder nach hier zurück-
kehren wird. Verubt Euch, und überläßt jenen
Mann dem Gericht. Ich werde in einigen Wochen
nach hier zurückkehren und die Verwaltung des
Gutes einstweilen für Eure Herrin, die ich
schon seit langen Jahren kenne, übernehmen.
Unsere erste gemeinschaftliche Arbeit soll dann
die Verbrennung dieses „Gespenstes“ sein, damit
keine Spur mehr von ihm überbleibt. Und
gleichzeitig soll dieser alte geheime Gang und
ein gleicher anderer, der von einem Schranke
im Zimmer des Verwalters aus auch nach dem
Boden führt, zugemauert werden.“

Die Männer drehten sich nach dem Sprecher
um und beruhigten sich allmählich, nur Blicke
des Hasses und der Verachtung schleuderte man
dem zitternden Heuchler und Betrüger noch zu.

„Na ich sehe, Ihr seid alle vernünftige Leute“,
fuhr Jahn fort. „Und nun geht ruhig an
Eure Arbeit. Bormann, kommen Sie — da,
dafür fetert übermorgen zusammen Weihnachten.“
Er gab dem Riesen eine Banknote, dann drückte
er auf eine zweite verborgene Feder an dem
Spiegelrahmen, worauf die Spiegelfelbe von
unten wieder in diesen zurückkam, und stieg
danach vom Stuhl herunter.

In lebhaftem Durcheinander und mit
wüthenden Reben und Verwünschungen gegen
Schleucher zogen die Gutsleute ab, als einer
der letzten der alte Seeger's, der mit seinem

lange vermißten „Fürpüster“ lachend hinter der aufgeregten Gesellschaft „herbeulte“.

VI.

Am Abend des Tages, an dem Zahn so überaus günstige Resultate bei seinen Nachforschungen auf dem Gute erzielte, erhielt Johanna folgendes Telegramm: „S. heute Nachmittag wegen Unterschlagung und Betrugs verhaftet. Großartiges Schwindelmandöver aufgedeckt, desgleichen den bekannten Spuk. Leute wollen S. lynchen. Bücher sämmtlich gefälscht. Habe viel zu thun. Komme frühestens morgen Abend zurück. Alles steht gut! Gratulire! Mündlich mehr. Zahn.“

Beim Lesen dieses Telegramms fiel der ernstern, blaffen Frau ein schwerer Stein vom Herzen. Zum ersten Male fühlte sie die Ueberlegenheit des Mannes über das Weib in Fragen, welche Energie und klaren Blick erfordern. Wenn sie vor Jahresfrist noch geglaubt hatte, daß ihr fester Wille und ihre ehrlichen Absichten zur Leitung des Gutes ausreichen würden, so hatte sie im Laufe der Zeit doch eingesehen, daß damit längst nicht auszukommen war, daß vielmehr eine feste, männliche Hand und eingehende Kenntniß der Verhältnisse dazu gehörten. So hatte sie also ihr Auge doch nicht getäuscht, als es gleich von Anfang an in Schleucher einen Menschen sah, vor dem man auf der Hut sein müsse.

Und nun der Andere! Trotz kühler verlezender Aufnahme, und empfindlicher Verdächtigung, trotz Mißachtung und Hohn über seine rührende Schilderung von dem harten Leben, das er in der Fremde geführt, allein zu dem Zweck, um sie einst doch noch zu erringen, trotz und alledem war er sofort zu ihr geeilt, als ihrer Existenz Gefahr drohte und hatte sich ihr zur Verfügung gestellt.

Wie kam es nur, daß sie gerade diesem Manne wegen einer einzigen leichsinnigen That bislang ihr ganzes Mißtrauen entgegenbrachte? War denn das Verschweigen des Verlobtseins mit einem anderen Mädchen, bei ruhiger Würdigung der Verhältnisse betrachtet, ein so arges Vergehen gewesen? Hatte man ihn nicht mit der Drohung der Enterbung zu einer Verlobung gezwungen und später zur Heirath mit dem ungebildeten Mädchen zwingen wollen? Und was that er hierauf? Er verließ alles: Eltern, Besitz und Heimath — und weshalb? O, wenn sie früher auch gezweifelt an seiner Liebe, heute wußte sie bestimmt, für wen das geschah, sie hatte die Scene in ihrem Zimmer zwischen ihm und dem Kinde nicht vergessen. War es nun Trotz, Eigensinn oder verlezte Eitelkeit, daß sie diesem Manne gegenüber selbst die einfachsten Regeln der Höflichkeit hintansetzen konnte. O nein, das war es nicht gewesen, wenigstens glaubte sie das. Sie hatte als Mädchen wohl eine falsche Vorstellung von ihrem Ideal gehabt. So nur mochte sie sich ihr Verhalten erklären. Seit seinem ganzen Weggange beschäftigt'en sich ihre Ge-

denken ausschließlich mit ihm und wie sie ihm in der Folge zu begegnen habe. Sie wollte höflich, aber zurückhaltend gegen ihn sein, vor allem nicht an ihn denken. Aber was sind diese Vorsätze des Menschen? Gerade die Gedanken, die wir mit aller uns zu Gebote stehenden Willenskraft verschweigen wollen, sie kehren am häufigsten zurück. Diese Erfahrung machte auch Frau Johanna.

Als Zahn am nächsten Abend die Treppe mit kräftigem Mannestritt heraufkam, da pochte ihr das Herz zum Berspringen. Sie hörte seine Stimme, wie sie draußen in gedämpftem Tone zu Anna sprach, sie sah ihn mit einem siegest stolzen Blick in das Zimmer nebenan schreiten, in dem er vor einigen Tagen so angenehm geträumt haben wollte, und wunderte sich, daß alle Anderen, der Bruder, die heute anwesenden alten Bürger, nichts hörten und erst dann hinter dem großen zum Anzündenden eben fertig gestellten Tannenbaum wegblieben, als Anna ihn meldete. O, ihr Ohr war heute ja außerordentlich fein. —

Und nun stand er vor ihr, und sie glaubte, er müsse es ihren brennenden Wangen ansehen, wie sehr sie sich auf sein Kommen gefreut hatte. Allein er schien das nicht zu merken, und darüber empfand sie fast eine Beruhigung. Zahn küßte ihr galant die Hand und geleitete sie zum Sopha; er selbst setzte sich auf einen der altmodischen Rohrstühle, zog eine Anzahl Schriftstücke hervor und fing an zu erzählen, wie es ihm gelungen sei, den Betrüger und Schwindler zu entlarven. „Nur noch wenige Tage,“ fuhr er fort, „und Sie wären um Ihr ganzes Vermögen gewesen, denn nach Abschluß des Kaufvertrages hatten die beiden Schurken, Schleucher und sein Freund Brunow in L., Letzterer als Strohhmann, von keiner Seite mehr etwas zu befürchten. Alles Geld, sowohl dasjenige, welches Brunow gleich nach dem Tode Ihres Mannes als zweite Hypothek auf das Gut hergab — es waren das 30,000 Mark — wie auch den kleinen Rest der Kaufgelder, den Brunow als Käufer bar zu zahlen gehabt hätte, ist von Schleucher in dem sechs Jahren seiner Thätigkeit auf dem Wendenhofe in raffinirter frecher Weise erzaunert, wie ein aufgefundenes, geheimes Buch des Verwalters ergab. Daß Schleucher sich mit der Idee trug, einst Besitzer des Wendenhofes zu werden, das beweist dieser angenehme Brief an Jungfer Anna, in welche er sterblich verlebt sein muß. In diesem Briefe, den ich in einem geheimen Fache im Schreibttische Schleuchers gefunden habe“ — Zahn legte ihn Johanna vor — „macht er nämlich dem Mädchen einen Heirathsantrag und stellt ihm in Aussicht, sofern es seine Frau werden wolle, könnte er ihm die Versicherung geben, daß es in höchstens zwei Jahren „Frau Rittergutsbesitzer“ sein würde.“ Hierauf berichtete Zahn über seine Erlebnisse in der ersten Nacht auf dem Gute und schilderte ihr die endliche Entlarbung des Schwindels mit dem ge-

fürchteten Thomsgepenft. Feig, wie er war, hätte Schleucher vor dem Richter alles gestanden. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Zeitgemäße Jagdregeln.** Von berufener Seite erhält der „Subertus“ folgende Zuschrift: „In neuerer Zeit mehrten sich in oft erschreckender Weise die leider immer dagewesenen Unglücksfälle auf der Jagd. Hervorgerufen sind dieselben in weit-aus den meisten Fällen durch ungeschickten, unvorsichtigen, ja sogar gleichgiltigen Gebrauch der Schußwaffe. Es erscheint daher hohe Noth, allen Jägern und besonders solchen, die Waidmänner werden wollen, folgende altbewährte Jägerregeln ins Gedächtniß zu rufen:

1) Schußwaffen, ob geladen oder ungeladen, müssen stets so gehandhabt werden, daß die Mündung der Waffe nie auf Menschen zeigt, — vorzugsweise beim Laden und Entladen.

2) Die Schußwaffe ist zu entladen: a) in bedeckten Räumen, b) auf Wagen bei der Fahrt; c) aus der Hand gegeben z. B. an Bäumen, Mauern, Hecken, Zäunen zc. angelehnt; d) beim Ueberwinden von Hindernissen, z. B. Glatteis, Gräben, Dämme zc. ; e) beim Zusammenkommen der Schützen oder Treiber nach dem Jagen (Trieb).

3) Die geladene „gesicherte“ Waffe muß an einem festgemachten Riemen so getragen werden, daß die Mündung nach oben zeigt. Es sei hierzu bemerkt, daß geladen und „in Ruh“ gesetzte Waffen als „gesichert“ nicht angesehen werden können. Dabei sind nur in Ruh gesetzte Waffen in Gesellschaft von Menschen besonders bei ungeschickten und zerstreuten Jägern nicht zu dulden.

4) Geladen und gespannte Waffen werden getragen: a) unter dem Arm, Mündung nach dem Erdboden zeigend; b) auf der Schulter, Mündung nach rückwärts aufwärts zeigend; c) fertig zum Schießen, Mündung nach vorn aufwärts, Waffe etwa unter einem Winkel von 35° zum Erdboden.

5) Das Schießen: a. Man sehe sich um, ob das Schußfeld menschenfrei ist und lasse, wo nicht völlige Sicherheit vorhanden, lieber das Wild unbeschossen passieren. Im besonderen gilt diese Regel für das Schießen mit der Büchse, deren Geschosse sehr weit fliegen und eventuell unberechenbar rifochetiren. b. Man schieße mit Schrot nicht mehr nach vorn, wenn im Waldtreiben die Treiber auf etwa hundert Schritte an die Schützen heran-

gekommen sind. Es empfiehlt sich, diesen Moment abblasen zu lassen. c. In den Feldkessel hinein wird nicht mehr geschossen, sobald abgeblasen ist — und dieses Signal möge der Jagdherr zeitig geben lassen. d. Man „ziele,“ gemiffermaßen „ziehe“ dem Wilde weder durch die Linie der Schützen, noch durch die Linie der Treiber nach und schieße lieber heraus aus dem Trieb. e. Man schieße vorsichtig auf feste Wege und bei engen Schneusen, auf deren einer Seite Menschen stehn, besonders bei Frost und Glatteis. f. Es empfiehlt sich bei vielen Waldjagden, daß der Jagdherr die Schützen nur nach einer Seite schießen läßt.

Folgende Bemerkungen mögen noch kurz hinzugefügt sein:

Es ist unwaidmännisch, sich auf Kosten seiner Nachbarn und gegen die angenommenen Waidmannsregeln Vortheile zu verschaffen, wie dies z. B. durch sogenannte Säcke im Feldkessel, ungehörig große Lücken, übermäßiges Vorspringen zc. leider von „Schießern“ geschieht. Unwaidmännisch ist es auch, das angeschossene Wild nicht alsbald zu tödten, wie das z. B. geschieht, wenn ein Schütze einen Hasen anschoß, der Gase zum Nachbar lief und der Schütze, welcher das Wild anschoß, dem Nachbar aus Jagdneid zuruft: Lassen Sie den „Krummen“, der hat von mir schon genug! Solchen und ähnlichen Regeln sollte sich jeder edle Waidmann von selbst unterwerfen, dann würde weniger Unglück, Aerger und Verdruß eintreten. Das Waidwerk würde, wie es sein soll, eine gute, nothwendige Beschäftigung, ein vornehmer Vergnügen bleiben. Jagdherren, die nicht nach solchen Regeln handeln, sollten nicht aufgesucht werden und Gaste, die solchen Regeln nicht nachkommen, rücksichtslos aufmerksam gemacht und dann nicht wieder eingeladen werden. Waidmannsheil!

— **Französisch = russische Scherze.** Der Moskauer Berichterstatter des „Journal des Debats“ sendet diesem Blatte unter dem Titel: „Französisch-russische Scherze“ eine bezeichnende Schilderung der Eindrücke, welche die Unwissenheit der Franzosen und besonders der Pariser Boulevardpresse in Rußland selbst gemacht hat. „Unsere russischen Kollegen,“ so schreibt er, „haben trotz aller Sympathie für uns ein Lächeln nicht ausdrücken können beim Lesen jener Artikel über Rußland, von denen die Pariser Presse wimmelt, und noch heute, zwei Monate nach den Russenfesten, lacht man in Petersburg und Moskau über die herzkärkenden Proben von französisch-russischem Blödsinn, der da zu

Tage gefördert wurde. Ein Pariser Blatt erzählt allen Ernstes, „die Russen verneigen sich nach jeder Mahlzeit drei Mal gegen Osten und stimmen dazu mystische Gesänge der Steppentosaken an“. Sie können sich denken, welchen Heiterkeitserfolg diese alberne Erfindung hier erzielte. Man suchte vergebens einen Ort der russischen Welt, in dem der russische Berichterstatter des Pariser Weltblattes derartigen Mysterien beigewohnt haben könnte, und Wochen hindurch sagte man, während man sich nach Tisch nach russisch-deutscher Sitte gegeneinander verneigte: „Woblan, stimmen wir einen mystischen Steppengesang an!“ Während der Touloner Feste erschien eine viel verbreitete Beschreibung des „russischen Menschen“, welche hier geradezu Furore machte. Der Verfasser dieser Beschreibung hat angeblich den „russischen Menschen“ in seiner äußeren Erscheinung zu ergreifen und zu ergründen gesucht. Besonders gepackt haben ihn die „blauen Augen des russischen Typus“. Er liest in diesen „traurigen, träumerischen und wie von einem leichten Nebelschleier umwobenen“ Augen und entdeckt darin die Reflexe jenes so eigenartigen und unergründlichen Geistes der Helden der Kreuzerzönate und der Romane Dostojewski's. Diese „blauen Augen der Kreuzerzönate-Russen“ haben die wirklichen Russen endgiltig davon überzeugt, daß wir Franzosen das Ausland überhaupt nicht kennen. Ganz kürzlich noch beschrieb der „Figaro“ in einem Artikel über die zahllosen Sekten Rußlands: „Selbst der Finanzminister Witte gehört einer Sekte an, der der Profboviti.“ Wissen Sie, was das Wort „Profboviti“ heißt: Ungefähr Kanaille der niederträchtigsten Sorte. Sie können sich denken, mit welchem Vergnügen diese Mittheilung, die den Rundgang durch alle Salons antrat, überall begrüßt wurden.

— **Neuer Termin des Weltuntergangs.** Das neue Jahrhundert sollen wir noch erleben, wenn unsere Erde Glück, sehr viel Glück hat, — so wenigstens hat Rudolf Falb in einem Vortrage ausgeführt, den er dieser Tage über „Weltentstehung und Weltuntergang“ in Leipzig gehalten hat. Der Vortragende war der Ansicht, daß unserer Erde eine sehr große Gefahr drohe von dem im Jahre 1866 entdeckten Kometen, der als Revolutionär das Univerſum, ohne sich an bestimmte Bahnen und Regeln zu binden, durchsauft. Im Jahre 1899 erscheine dieser Komet wieder und müsse astronomischen Berechnungen nach alsdann mit der Erde zusammenstoßen. Nach Falbs Berechnung ist dieser Tag des Weltuntergangs der 13. No-

vember 1899, ein Termin, der sich höchstens um ein oder zwei Tage verschieben könne. Sollte der Zusammenstoß die Katastrophe nicht herbeiführen, so werden wir nach Professor Falbs Versicherung ein Naturspiel erleben, wie es noch nicht dagewesen: einen Sternschnuppenfall gleich einem Schneefall, der in der Zeit vom 13. bis 15. November 1899, Morgens zwischen 2 bis 5 Uhr mit Bestimmtheit eintreten wird. — Wir können offen gestehen, daß wir gegen den niedlichen Sternschnuppenfall nichts einzuwenden hätten, aber gleich den Weltuntergang — das scheint doch etwas zu reichlich!

— Eine neue Art Porzellan.

Das merkwürdige, langfaserige Mineral-Asbest, welches bekanntlich zu feuer sichereren Geweben, Pappen und allerlei Zwecken hauptsächlich in der chemischen Industrie ganz unentbehrlich ist, hat jetzt noch eine neue Anwendung gefunden, nämlich zur Herstellung von Porzellan. Der Asbest wird zu diesem Zweck fein gemahlen und geschlemmt und gerade wie die Porzellan-Erde zu einer plastischen Masse verarbeitet, aus welcher die Gegenstände geformt und bei etwa 1200 Gr. wie Porzellan gebrannt werden. Das Product soll, wie das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz mittheilt, dem feinsten chinesischen Fabrikat völlig gleich kommen und noch eine merkwürdige Eigenschaft besitzen, nämlich in unglasirtem Zustand als Filter benutzt, absolut keine Mikroben, sondern nur Flüssigkeit durchlassen, so daß sich das neue Porzellan zur Herstellung gesunden Trinkwassers mittelst Filter vorzüglich eignet. Derartige Anlagen, welche in England vor kurzem probeweise eingerichtet wurden, sollen ganz außerordentlich günstige Resultate ergeben haben.

— **Die Spur des Wildes.** Folgendes Geschichtchen wird der „N. M. Z.“ aus dem Kreise Mülhausen erzählt: Unlängst fanden Jäger im frisch gefallenem Schnee des Waldes ungewöhnliche Spuren. Das Thier, das einen so großen Fuß und solche Behen habe, meinte einer der Jäger, müsse doch zum Mindesten ein Bär sein. Man ging den Spuren nach und fand — einen eifrigen Jünger Kneipp's, der seinen „erfrischenden“ Morgenspaziergang barfuß im Schnee gemacht hatte!